

Das alles hindert freilich nicht, noch einige kritische Rückfragen und Bemerkungen anzufügen. Sie betreffen vor allem drei Punkte: Zunächst fällt auf, wie unvermittelt, ja geradezu „positivistisch“ Congar vom Heiligen Geist spricht und zu sprechen beginnt. Wären hier nicht *anthropologische und philosophische Überlegungen* als Hinführung gerade für den heutigen Menschen wichtig? Und gibt es nicht eine reiche Tradition jenes anderen Geistes (die französische Sprache scheidet hier freilich reinlicher!), der Vernunft, die spätestens seit dem Deutschen Idealismus eine höchst prekäre, aber auch ebenso interessante Symbiose mit dem theologischen Geistbegriff eingegangen ist? Müßten hier nicht auch die säkularisierenden Tendenzen gerade des Pietismus als Geistbewegung hin zur Aufklärung angesprochen werden? Bei allem Respekt – für solche Fragen dürfte eine Geist-Theologie nicht so sprachlos bleiben, wie es hier der Fall ist.

Das gilt gleich noch für ein ähnlich gelagertes Problemfeld. Gewiß bleibt die biblische Rede vom Heiligen Geist *als Geist der Freiheit* nur eine Bezeichnung unter anderen. Und ebenso unbestreitbar hat Congar diese Perspektive behandelt (258–265). Daß sich jedoch gerade hier Möglichkeiten einer neuen geistes-gegenwärtigen Rede vom Heiligen Geist eröffnen (was sich wiederum auf dem Hintergrund der allgemeinen Geistes-Geschichte und der dort vorgegebenen Reflexion der vielschichtigen Freiheitsproblematik vollziehen müßte), wird kaum deutlich. Auch für diesen zentralen theologischen Grundbegriff hätte man sich eine entschieden konkretere Explikation gewünscht; so wichtig der Hinweis auf das Christentum als „Gnadenontologie“ auch sein mag (261) – die geistgegebene Freiheit ist in einem entschieden breiteren Horizont als im Rahmen einer Abkehr vom Moralismus zu diskutieren.

Wenig befriedigend und auch trinitarisch kaum genug durchdrungen bleiben schließlich Congars Überlegungen zum „*Schöpfer-Geist*“ (311–317). Man braucht durchaus kein Anhänger der sogenannten „Grünen Bewegung“ zu

sein, um hier ein erstaunliches Defizit zu konstatieren – erstaunlich deshalb, weil Congar selbst auf solche Dimensionen zu sprechen kommt, etwa in der folgenden, in der bildhaften Sprache vielleicht nicht gerade glücklichen Wendung: „Die Genesis (1, 2) zeigt uns, wie der Geist, die *ruach* Gottes gleichsam das befruchtete Weltei ausbrütet“ (431). Noch mehr aber fällt auf, daß die trinitarische Ursprungsgeschichte dieser universalen Wirksamkeit des Geistes, die in ihm personifizierte überbordend sich verschenkende und nicht selbst-genügsame Liebe Gottes gerade für diese kosmische (und damit auch die Kirche bei weitem übersteigende) Dimension des Geistes kaum zur Sprache kommt.

Eine deutliche Grenze

Faßt man diese Kritikpunkte zusammen, so deuten sie allesamt auf eine deutliche Grenze des gesamten Buches: In seiner konkreten Rückwendung zu dem reichen Zeugnis der Tradition kommt die *spekulative Weitervermittlung* dieses Zeugnisses zur Gegenwart entschieden zu kurz. Congars Buch behält trotzdem seinen hohen Wert und Rang – es läßt sich mit Fug und Recht als „Standardwerk“ auf längere Sicht bezeichnen. Doch eine fundierte Aufbereitung der Quellen enthebt die Theologie bzw. Pneumatologie nicht der Pflicht, auf dem so gelegten Fundament weiter zu bauen und weiter zu denken, vor allem im Blick auf gegenwärtig mögliche Verstehensweisen. Daß der Geistes-Gegenwart der alten Kirche auch heute auf andere Weise eine neue Blüte beschert sein könnte, läßt sich ebensowenig bestreiten wie die darin beschlossene Notwendigkeit, den Heiligen Geist dann auch dem Zeit-Geist der Gegenwart so gut als möglich nahezubringen. Congar wäre der letzte, der dies bestreiten oder gar verhindern wollte. Sein Buch ermutigt zu solch neuer Geistes-Gegenwart. Nicht zuletzt darin liegt sein bleibender Wert.

Arno Schilson

Gesellschaftliche Zeitfragen

Konkurrenten, Verbündete, Widersacher

Zum Verhältnis von Kirche und Sport

Unter den vielen Superlativen einer Gesellschaft, die bis vor wenigen Jahren hohe Wachstumsraten in vielen Lebensbereichen als selbstverständlich ansah, nimmt der Sport, der einen bedeutenden Teil der innerhalb weniger Jahrzehnte gewaltig ausgedehnten Freizeit ausfüllt, eine *Sonderstellung* ein. Bedingt durch das Nachdrängen der sogenannten geburtenstarken Jahrgänge gab es hier noch kein Abflachen der Kurve, wenn man die Mitgliederzah-

len in den Sportverbänden und Vereinen – nicht das rückläufige Zuschauerinteresse im Massensport Fußball – und das Heer der nichtorganisierten Freizeitsportler zugrunde legt.

Seit 1970 stieg die Zahl der Mitglieder der im Deutschen Sportbund (DSB) als Dachverband zusammengeschlossenen Verbände um jährlich sieben Prozent von ca. fünf Millionen auf heute knapp 18 Millionen. Hinzu kommen

außerdem noch schätzungsweise sechs bis acht Millionen *Freizeitsportler*, die schwimmen, joggen, Tennis spielen, radfahren, Ski laufen, Kegeln usw., ohne einem Verein anzugehören.

Es versteht sich von selbst, daß die Repräsentanten der Kirchen und des Deutschen Sportbundes als gesellschaftliche Großorganisationen auf Bundes- und auf Länderebene miteinander in Kontakt stehen, zumal sie es mit denselben Menschen zu tun haben, die Sport treiben und als Christen am Leben ihrer Kirchen teilnehmen, zumindest nominell Mitglieder sind. Darüber hinaus scheinen Kirche und Sport wenig Gemeinsamkeiten und Berührungspunkte zu haben. Doch dieser Eindruck täuscht, denn es gibt tiefe innere Spannungen, aber auch Gemeinsamkeiten, aus denen heraus der wissenschaftliche Arbeitskreis „Kirche und Sport“ der katholischen Kirche Deutschlands jetzt eine Erklärung über das „Fair play“ als „Beitrag zur Überwindung der Brutalität im Sport“ veröffentlicht hat, dabei war sich die Kommission „der Tatsache bewußt, daß der Sport als ein Teilbereich gesellschaftlichen Lebens sowohl allgemeine gesellschaftliche Erscheinungen widerspiegelt als auch seinerseits auf die Gesellschaft einwirkt“. Kirche und Sport sind in der Sinnstiftung Konkurrenten, im Streben nach Humanität Verbündete und zugleich im Streit um ethische Werte vielfach auch Widersacher.

Konkurrenten in der Sinnstiftung

Viele Menschen hängen ihrem Sport in der Tiefe, ja Absolutheit ihres Engagements mit geradezu missionarischem Eifer an wie einer Religion. Sieg und Niederlage erschüttern wie Heilshoffnungen und Unheilsängste. Zuschauer schwenken ihre Fahnen und verbrennen sie im Fall einer Niederlage. Die angestauten Gefühle entladen sich in lautem Jubel oder Protesten bis hin zu Gewalttaten und Krawallen. Dies gilt nicht nur für den Profifußball, auch wenn es hier am augenfälligsten ist.

Insbesondere die *Olympischen Spiele* werden (pseudo)religiös überhöht. Die Eröffnungs- und Schlußfeiern werden in ihrem Zeremoniell kultisch ausgestaltet, im Extrem erkennbar in der Vermählung der olympischen Idee mit dem Nationalsozialismus (Berlin 1936) oder mit dem Kommunismus (Moskau 1980). Eine ähnliche pseudoreligiös-kultische Gestalt zeigen alle großen Sportfeste, insbesondere die „Spartakiaden“, im Ostblock.

Für den Begründer der neuzeitlichen Olympischen Spiele, *Baron de Coubertin*, war der Sport ausdrücklich eine „Religion mit Kirche, Dogma und Kultus“, war mit „religiösem Gefühl“ durchdrungen. Die Symbole und Zeremonien zeigen den quasireligiösen Charakter der Olympischen Spiele: das olympische Feuer, das feierlich entzündet wird, die olympischen Ringe, der olympische Eid, die Chorgesänge, die Hymnen. In Coubertins Nachfolge erklärte der frühere Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, *Avery Brundage*, anlässlich der Spiele in Tokio 1964, die olympische Bewegung sei „eine

Religion des 20. Jahrhunderts, eine *Religion* mit universalem Anspruch, die in sich alle Grundwerte anderer Religionen vereinigt“. Der Sportpädagoge Prof. *Heinz-Egon Rösch* (Düsseldorf/Mainz), Mitbegründer des Wissenschaftlichen Arbeitskreises Kirche und Sport der katholischen Kirche, der diese Zusammenhänge wiederholt aufgezeigt hat, relativiert ihre Bedeutung, indem er auf die tiefe Kluft zwischen antiker Religiosität und moderner säkularisierter Welt hinweist. Dennoch muß man sehen, daß Sport und sportliches Zeremoniell mit seiner Symbolik gerade für den völlig verweltlichten Menschen zu einer Art säkularem Ersatzgottesdienst geworden ist.

Deswegen wird die Kirche nicht müde zu erklären, nicht die Stilisierung des Sports zum Pseudokult, sondern der *wirkliche Gottesdienst* vermöge dem Sporttreibenden den Sinn seines Tuns zu erschließen, und zwar wie Kardinal *Höffner* 1975 im gemeinsamen Heft des Deutschen Sportbundes, der katholischen und der evangelischen Kirche „Miteinander für alle – Gemeinsame Wege für Kirchengemeinden und Sportvereine“, feststellte, weil er dem Sportler helfe, über sich selbst und über seine Leistung hinauszudenken und seine Geschöpflichkeit zu erfahren: „Der Gottesdienst bietet eine gute Möglichkeit, Kult und Fest zusammenzubringen. Der besondere Wert des Gottesdienstes im Rahmen sportlicher Veranstaltungen besteht darin, dem Sportler im Wettkampf eine Atempause der Besinnung zu gewähren, ihn vor Gott nachdenklich werden zu lassen und ihn durch eine auf die Sportsituation abgestimmte Liturgie aufzuschließen. Dabei lassen wir uns von der Überzeugung leiten, daß der Kult tragende Wurzel und Garant der Humanität ist.“

Am klarsten sind die weltanschaulichen Fronten zwischen Glauben und Sport als Pseudoreligion in den konfessionellen Sportverbänden „*Eichenlaub*“ und „*Deutsche Jugendkraft*“ (DJK) gezogen. Denn hier wird – wie es die 1980 verabschiedeten Leitlinien für die Bildungsarbeit der DJK erläutern – klar unterschieden zwischen „sachgerechtem Sport“, „Förderung des Gemeinschaftslebens“ und „Orientierung an der Botschaft Christi“. Diese grundsätzliche Zielsetzung darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den rund 1200 DJK-Vereinen mit ihren knapp 400 000 Mitgliedern Theorie und Praxis oft weit auseinanderklaffen – und die christliche Prägung oft nicht erkennbar ist.

Auch die DJK-Verantwortlichen gehen nicht mehr davon aus, daß alle DJK-Mitglieder überzeugte Christen sind und christlich leben. Das heißt aber nicht, daß auf christliche Impulse und Forderungen in den Vereinen verzichtet wird. Je größer die Vereine werden, desto „weiter klapft die Schere von Größe und Profil“, stellte der Bundesverbandsbeirat, „Olympiapfarrer“ *Paul Jakobi*, im Blick auf die Entwicklung der DJK fest.

„In der heutigen pluralistischen Welt“, heißt es in den Leitlinien der DJK, „brauchen die Christen einen Raum, in dem sie auf der Basis übereinstimmender Wertvorstellungen über Sinn und Ziel ihres Lebens nachdenken und sprechen können. Dieser Raum soll ihnen in der DJK gegeben werden.“

Verbündete im Streben nach Humanität

Ohne den Sport naiv-töricht zu idealisieren, muß man doch anerkennen, daß er – dem christlichen Menschenbild und Bildungsideal entsprechend – die *Entfaltung des ganzen Menschen* an Leib, Seele und Geist fördert. Dadurch erhält er heute einen wichtigen Platz in der Lebensgestaltung des Christen, nachdem negative Grundhaltungen der Abwertung des Leiblichen bis hin zur Leibfeindlichkeit weitgehend überwunden sind, zumindest in der Theorie der theologischen Wissenschaft.

Diese *positive Sicht des Sports* kommt zunächst einmal im weiten Feld des Freizeitsports zur Geltung. Es ist kaum abzuschätzen, wieviel an Gesundheit, Fitness und Lebensfreude Menschen jeder Altersstufe in der Erfahrung ihrer Leiblichkeit, in einem auch leiblichen Ich- und Wir-Gefühl gewinnen: Senioren, Hausfrauen, Schüler, Behinderte, von Krankheit Genesende.

Hinzu kommt das Erleben von Gemeinschaft – immer wieder auch in der Spannung von Konflikten, von Gegnerschaft bis hin zur Feindschaft. Die sportliche Tugend der Fairneß, des Fair play, gibt eine sichere Orientierung für den Umgang miteinander, sie springt in andere Lebensbereiche über und wirkt von dort in den Bereich des Sports zurück.

Der Sport ist überdies eine kaum überschätzbare Hilfe bei der Suche nach Kontakt und Gemeinschaft zwischen Behinderten und Nichtbehinderten, Deutschen und Ausländern, resozialisierungswilligen Strafgefangenen und „nicht Vorbestraften“.

Von hier aus ist es auch verständlich, daß der Beitrag des Sports zu *Völkerveröhnung und Frieden* stark herausgestellt wird. In zahlreichen Grundsatzserklärungen zum Verhältnis von Kirche und Sport spielt denn auch das gemeinsame Engagement für den Frieden, die Sehnsucht nach einer brüderlichen Welt, die dominierende Rolle. In der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils heißt es entsprechend: „Da nämlich die Arbeitszeit allenthalben verkürzt wird, nimmt die frei verfügbare Zeit für sehr viele ständig zu. Die Freizeit soll nun sinnvoll zur Entspannung und zur Kräftigung der geistigen und körperlichen Gesundheit verwendet werden ... durch den Sport mit seinen Veranstaltungen, der zum psychischen Gleichgewicht des einzelnen und der Gesellschaft sowie zur Anknüpfung brüderlicher Beziehungen zwischen Menschen aller Lebensverhältnisse, Nationen oder Rassen beiträgt“ (Gaudium et spes, Nr. 61).

Dabei wird immer wieder die Spannung deutlich zwischen der Idealvorstellung eines Völkerfriedens, wie er Baron de Coubertin bei der Wiederbelebung der olympischen Idee vorschwebte – der biblischen Vision des endzeitlichen Friedens vergleichbar – und den durch nationalen Egoismus und Machtmißbrauch gefährdeten Wettspielen in der Praxis. Die Auseinandersetzungen um die Olympischen Spiele von Moskau zeigten, wie gefährdet internationale Wettkämpfe in der Androhung von Boykott und Gegenboykott sind.

Andererseits gibt es keinen anderen Bereich des menschlichen Lebens, in dem politische, kulturelle, nationale, ideologische, rassische, weltanschauliche und soziale Gegensätze überwunden oder wenigstens auf Zeit ausgesetzt werden können. Sportliche Gegner sind „keine Feinde, sondern als Gegenspieler zugleich Mitspieler“ (Kardinal Höffner). Aus dieser Sicht sprach sich der katholische Arbeitskreis „Kirche und Sport“ 1981 in einem Appell an die Teilnehmer des IOC-Kongresses in Baden-Baden, grundsätzlich an der Einrichtung der Olympischen Spiele festzuhalten, da es bisher weder der Politik noch irgendeiner Rasse oder Religion gelungen sei, dem Traum der Menschheit nach Einheit näherzukommen.

Auch wenn auf der unteren Ebene der Sportvereine und Kirchengemeinde gegenseitige Fremdheit und Distanz noch lange nicht überwunden sind – auch die DJK-Vereine sind oft nicht voll in das Pfarrleben integriert –, wurden doch auf der höheren Ebene der Länder und des Bundes die *Gespräche zwischen den Kirchen und dem Deutschen Sportbund* von der Überzeugung geprägt, in den hier genannten Zielen von persönlicher Freiheit, Fairneß und Toleranz, Gemeinschaft und Freundschaft, Gesundheit und Lebensfreude, Versöhnung und Frieden eine gemeinsame Aufgabe zu haben.

In diesem Sinne verabschiedeten der katholische und der evangelische Arbeitskreis „Kirche und Sport“ und der DSB bereits gemeinsam ein „Programm einer Partnerschaft“ zwischen Kirche und Sport. Der DSB hatte in einer „Charta“ seiner Grundsätze die Kirchen um „aktive Partnerschaft“ in „kritischer Solidarität“ gebeten. In voller Eigenständigkeit beider Partner wollten die Kirchen bei der Entwicklung zur „Freizeitgesellschaft“ sich vor allem für Freiheit und Menschlichkeit im Sport einsetzen. Der DSB versprach, bei seinen Entscheidungen – wie in der DSB-Satzung verankert – die religiöse Einstellung seiner Mitglieder und Mitgliedsgemeinschaften zu respektieren. In einem Katalog wechselseitiger Aufgaben verpflichteten sich die Kirchen und der DSB zu *regelmäßigen Kontaktgesprächen* und zu ständiger Zusammenarbeit auf allen Ebenen. Als gemeinsame Maßnahmen vereinbarten sie insbesondere die Förderung des Sports für benachteiligte Minderheitengruppen wie körperlich oder geistig Geschädigte, Verhaltensgestörte, Alte und Kranke, sowie des Sports an den Schulen und Hochschulen.

Vorausgegangen war in den Jahren 1965 und 1967 ein Briefwechsel zwischen dem damaligen Präsidenten des DSB, *Willi Daume*, mit dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, *Kurt Scharf*, sowie dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal *Julius Döpfner*. Letzterer bekannte damals, „daß die Träger und Verkünder der christlichen Lehre bis jetzt zu selten und nicht genügend gesprochen und nachgedacht haben: über die Leibbezogenheit des Menschen, über die Bedeutung der Leibesübungen für die Jugenderziehung und Erwachsenenbildung, über den genuinen Ort des Sportes im christlich ausgerichteten Bildungsprogramm“. Ein „Schuldbekenntnis“, aus dem die Konsequenzen bis heute erst ansatzweise gezogen sind.

Widersacher im Streit um ethische Werte

Wegen des hohen Wertes, den der Sport für den einzelnen wie für die Gemeinschaft haben kann, ist es *unter ethischen Gesichtspunkten* – wenn nicht besondere Umstände dagegen sprechen – Pflicht, selbst Sport zu treiben und anderen Sport zu ermöglichen. Dieser (letzteren) Forderung hat auch der Staat – Bund und Länder – in den vergangenen Jahren in hohem Maß entsprochen, was auch der noch vom früheren Innenminister *Gerhart Baum* vorgelegte fünfte Sportbericht der Bundesregierung aufzeigt. Andererseits ist in der Vergangenheit auch in beängstigender Weise sichtbar geworden, in welchem Maße der an sich ethisch wertneutrale Sport (der Tübinger Moraltheologe Professor *Dietmar Mieth* verweist in diesem Zusammenhang auf die notwendige Unterscheidung zwischen nicht-sittlichen und sittlichen Werten) Gefährdungen von außen und von innen ausgesetzt ist. Deshalb haben sich ethische Fragestellungen gegenüber dem Sport verschärft. Im Bereich des 1950 gegründeten DSB, an dessen Aufbau und Weiterentwicklung von katholischer Seite *Ludwig Wolker* (bis 1953), *Willy Bokler* (bis 1968) und *Paul Jakobi* maßgeblich beteiligt waren, fanden die sozial-ethischen Stellungnahmen der Kirchen zunehmend Beachtung – wenn auch nicht in allen Verbänden in gleichem Maße. Zumindest bei den Spitzengesprächen auf Bundes- und Länderebene waren sich Kirchen und DSB stets einig, daß die durch den Sport aufgeworfenen ethischen Fragen in gemeinsamer Anstrengung zu lösen sind.

So hieß es zuletzt in der gemeinsamen Erklärung der Kirchen und des Deutschen Sportbundes vom Januar 1980: „Die Achtung der Würde des Menschen und die Einhaltung ethischer Grundsätze sind im Sport unverzichtbar: Fairneß, die Anerkennung des anderen in seiner Eigenart und Individualität, das Recht auf Unversehrtheit der Person ebenso wie die Bereitschaft, sich für den anderen einzusetzen und auch den Gegner als Partner anzuerkennen, sind Grundwerte, die den Sport tragen. Kirchen und Sportorganisationen appellieren deshalb an alle, die mit dem Sport zu tun haben, diese Grundwerte zu erhalten und nicht preiszugeben.“ Diese gemeinsame Erklärung war das Ergebnis eines Gesprächs zwischen dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal *Joseph Höffner*, dem Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, *Eduard Lohse*, und dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes, *Willi Weyer*.

Ohne den Blickwinkel auf den Hochleistungs- und Profisport zu verengen, mußte man aber sehen, daß hier Entwicklungen eingetreten sind, die auch den *Freizeit-* und den *Breitensport* zunehmend belasten. Im einzelnen geht es um die Einflüsse, die die Freiheit der Sportler einschränken, ihre Gesundheit schädigen und ihre Würde als Mensch beeinträchtigen. Hier mußte in vielen Fällen ein hartes Nein gesprochen werden, das man von den Kirchen akzeptierte, zu dem sich aber der DSB als ganzer in seiner pluralistischen Struktur nicht durchringen, ge-

schweige denn es in allen Verbänden durchsetzen konnte. So protestierten die Kirchen jeweils vor Olympischen Spielen und vor Fußballweltmeisterschaften gegen den Mißbrauch von Sportlern zu politischer und ideologischer Propaganda. Die Kirchen wandten sich aber auch regelmäßig gegen die Kommerzialisierung des Sports und der Sportler, durch die Menschen wie Waren gekauft und verkauft werden können oder in der Trikotwerbung, ohne daß der einzelne Sportler darüber entscheiden kann – als *lebender Werbeträger* („Werbung am Mann“) mißbraucht zu werden. Der katholische Arbeitskreis Kirche und Sport erklärte dazu im November 1980 u. a.: „Das Interesse der Kirche an der Frage der Werbung im Sport richtet sich neben dem pädagogischen vor allem auf den ethischen Aspekt.“ Deshalb wurde die Bandenwerbung, sofern sie nicht unwahrhaftig oder in sich unsittlich sei, nicht in die Kritik einbezogen. Die Bedenken richten sich vornehmlich gegen die Tatsache, daß die Sportler keinen Einfluß nehmen können, sondern die Vereinsvorstände entscheiden. Verschärfend wirkt sich aus, daß die Trikotwerbung sich auf den Amateursport und sogar auf Frauen-, Jugend- und Kindermannschaften ausweitet – trotz des Nein auch der DSB-Führung zur „Werbung am Mann“.

Schwere Einwände erheben die Kirchen auch gegen den *Hochleistungssport von Kindern*, wenn gesundheitliche Schäden nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden können. Als besonders schmerzlich wird der Medikamentenmißbrauch (Doping) zur Leistungssteigerung empfunden. Durch ihn wird nicht nur die Chancengleichheit aufgehoben. Viel erschreckender sind die irreparablen gesundheitlichen Dauerschäden. Die unkontrollierte Einnahme von Hormonpräparaten zum Muskelwachstum (Anabolika) führte in zahlreichen Fällen sogar zu schwerwiegenden Schäden. Ethische Bedenken ergaben sich für die Kirchen auch gegen Sportarten, in denen das Risiko für Gesundheit und Leben unverantwortlich hoch erscheint: so im Boxsport, der zur „Vernichtung“ des Gegners im K.O.-Schlag treibt, oder im Automobilrennsport mit seinen zu hohen Geschwindigkeiten, oder im Frauenturnen mit seinen immer komplizierteren und immer risikoreicheren Übungen für immer jüngere Mädchen.

Harte Kritik üben die Kirchen auch an der Einstellung „Erfolg um jeden Preis“, die zu wachsender Unfairneß bis hin zur Brutalität führt, und zum Beispiel auf den Fußballplätzen auch auf die fanatisierten Zuschauer übergreift. In der neuen Erklärung über das „Fair play“ der Kommission „Kirche und Sport“ werden einige Faktoren, die zur Unfairneß beitragen, genannt: gesellschaftlicher Druck, bestimmte Leistungen erbringen zu müssen, wirtschaftliches Gewinnstreben, Handeln im Affekt, Bereitschaft, gesundheitliche und andere Risiken einzugehen, unzureichende ethische Unterweisung bei der Ausbildung von Trainern, Sportlern und anderen Funktionsträgern u. a. m.

Denn beim Fair play, so wird argumentiert, geht es nicht nur um die Mindestanforderung der Anerkennung und

Achtung von Regeln, sondern auch um ein Verhalten aus ethischer Verantwortung – auch über den Bereich des Sports hinaus. Dabei steht die Achtung der Person und Integrität des Gegners im Mittelpunkt. Interessant dabei ist, die Feststellung des Arbeitskreises, daß die Kirche „Fairneß auch als einen Auftrag an sich selbst verstehen muß“. Im Vereinsleben – und nicht nur dort – sollte darauf geachtet werden, daß sich nicht nur immer die „Starke“ durchsetzen, sondern auch „Schwächere“ ihre Chance erhalten.

Wenn die Proteste der Kirchen gegen die Vergewaltigung und die Gefährdungen der Sportler, die Einschränkungen ihrer Entscheidungsfreiheit nur in unzureichendem Maß gehört werden, haben sie positiv die Chance, in den konfessionellen – ökumenisch offenen – Sportvereinen Beispiele für sinnvollen, aber zweckfreien Sport zu geben. Das Spielerische, das Heitere, kommt im erfolgsorientierten Sport des „unbedingt Siegen-Müssens“, immer zu kurz.

Liest man die verschiedenen kirchlichen Stellungnahmen zu all diesen Problemen nach, so ergibt sich als Grundlinie: Die Kirchen bejahen die sportliche *Leistung*; sie schätzen und bewundern die Askese des Leistungssportlers; aber

sie kämpfen gegen das Prinzip des „Sieg um jeden Preis“ und stellen sich schützend vor alle, die „zum Erfolg verurteilt“ sind. Daß sie mit dieser Sicht nicht allein stehen, zeigt u. a. eine Grundsatzklärung des DSB-Hauptausschusses aus dem Jahr 1977. Dort heißt es: „Der Spitzensport hat öffentlichen Charakter. Deshalb verantworten auch Staat und Gesellschaft (Bund, Länder und Kommunen, die politischen Parteien, Gewerkschaften und Arbeitgeber, die Kirchen, die Medien) die Entwicklung des Spitzensports mit.“ Kardinal *Döpfner* erklärte 1975 zur Mitverantwortung der Kirche für den Sport: „Die Kirche sieht es als ihre Aufgabe an, bei der Entwicklung von ethischen Maßstäben für den Sport mitwirken zu helfen. Sie wird vor allem dem sporttreibenden Christen helfen, jene Tugenden und Verhaltensweisen auszuprägen und einzuüben, die den Christen auch in anderen Lebensbereichen zu Dienst und Beispiel verpflichten.“ Es wäre also ein *Mißverständnis*, die Kirche dem Sport gegenüber in der Rolle des Spielverderbers zu sehen. Es geht ihr vielmehr darum, den Sport vor Mißbrauch zu bewahren, die Freiheit und Würde der Sportler zu schützen – gerade weil viele nicht wissen oder wahrhaben wollen, wie sehr sie bedroht sind – und positiv die Fähigkeit zu fördern, zweckfrei zu spielen und zu feiern. *Jürgen Strickstock*

Tagungen

Krieg und Frieden in den Religionen

Zu einer Konferenz von Religions- und Missionswissenschaftlern

Die Friedenssehnsucht ist gegenwärtig ein allgemeines, humanitäres Anliegen. Der Nachrüstungsbeschuß der Nato hat die Gefährdung des Friedens zwischen Ost und West deutlich gemacht; die Probleme einer gerechten Weltwirtschaftsordnung haben die Brüchigkeit des friedlichen Miteinanders zwischen Nord und Süd offengelegt; die Aufgaben der Ökologie schließlich haben den Konflikt um den Frieden in die verschiedenen Gruppen unserer eigenen Gesellschaft hereingetragen. „Friede“ lebt dabei im Bewußtsein nicht nur als Waffenruhe, Abwesenheit kriegerischer Auseinandersetzungen o. ä., sondern wird verstanden als befriedetes Leben, erwachsend aus Freiheit und Gerechtigkeit und beruhend auf Vertrauen. Die Friedensforschung, die den Bedingungen des Friedens seit einigen Jahren gezielt nachgeht, verwendet für eine solche Beschreibung von Frieden durchaus den biblischen Begriff „Schalom“. Es stellt sich damit aber auch die gezielte Frage nach dem Beitrag der Kirchen und Religionen zum Frieden. Und es stellt sich die Frage nach dem Beitrag von Theologie und Religionswissenschaft zur Friedensforschung und -sicherung.

Neigten Religionen dazu, Kriege zu legitimieren?

Anders aber, als es die Rezeption eines biblischen Begriffs zur Definition von Frieden nahelegen könnte, ist die Friedensforschung den Kirchen und Religionen und ihrem wissenschaftlichen Beitrag zur Sache nicht freundlich gestimmt. Die Untersuchungen des norwegischen Friedensforschers *Johan Galtung* beziffern den Beitrag von Theologie und Religionswissenschaft mit 0%, während sie von Politischer Wissenschaft und Soziologie entscheidende Beiträge und gar noch von der Biologie einen Prozentsatz von 16 Punkten erwarten. Kanadische Untersuchungen betonen sogar, die Religionszugehörigkeit sei in der Regel Ausdruck einer größeren Bereitschaft, Probleme kriegerisch zu lösen. Religion und Religionen stehen unter dem Vorurteil, daß sie Kampf und Krieg gegen Andersgläubige oder Andersdenkende legitimieren. Wo sie das nicht tun, wo sie nicht kriegerische Konfliktlösung fördern, werden sie – wiederum nach dem gängigen Vorurteil bestimmter Richtungen der Friedensforschung – zum